

2. Zur Forschung

Die erste explorative Erhebungsphase meiner langfristig angelegten, ergebnisoffenen und reflexiven ethnographischen Feldforschung begann im Juni 2020, ging von November 2020 bis März 2021 in die vertiefte Erhebungsphase über, und endete mit der abschließenden Erhebungsphase im Juni 2021. In diese Zeit fielen Ereignisse, die die Dringlichkeit für einige Gesprächspartnerinnen verstärkten, über ihre Rassismuserfahrungen sprechen zu wollen. Dazu gehörten die Zunahme rassistischer Gewalttaten gegen süd-/ostasiatisch gelesene Menschen in der COVID-19-Pandemie, die Ermordung George Floyds am 25.5.2020 und die *Black Lives Matter*-Bewegung, der erste Jahrestag des Gedenkens an die Mordopfer des Attentats in Hanau am 19.2.2021 sowie das Attentat vom 16.3.2021 in Atlanta, USA, bei dem sechs ostasiatisch rassifizierte Frauen ermordet wurden. Weitere Geschehnisse, die in Verbindung mit der Forschungsthematik genannt wurden, waren die öffentlich ausgetragenen MRP um die US-Vizepräsidentin Kamala Harris während der US-Präsidentschaftswahl 2020 sowie die Offenlegungen der Herzogin von Sussex, Großbritannien Meghan Markle (7.3.2021) über die MRP in der britischen Königsfamilie bzgl. Markle und ihres bis dato ungeborenen Kindes (vgl. Sims/Njaka 2020, 103).

Da 2020 die COVID-19-Pandemie eingesetzt hatte, beschäftigte ich mich vertieft damit, wie meine Forschung auch digital umzusetzen sei. Insbesondere die Video-Telefonie, aber auch die Kommunikation über Instant-Messaging-Dienste erlaubten mir teilnehmende Beobachtungen und den Großteil meiner vor der Pandemie gewählten Methoden, wie den Besuch der Frauen zu Hause, das gemeinsame Ansehen des Wohnorts und von Fotoalben, Begleitungen zu Veranstaltungen, informelle Gespräche, Interviews oder den Einsatz der koreanischen Tracht 한복 (Hanbok) wie geplant umzusetzen. Zu neuen Methoden gehörten der Einsatz von Bildkarten-Sets oder die *Story completion method* (Gravett 2019), auf die ich noch zurückkomme. Außerhalb der Lockdown-Phasen konnten die Begegnungen unter Einhaltung der Abstands- und Hygieneregeln im Freien oder im Zuhause meiner Gesprächspartnerinnen stattfinden. Mein akteurinnen*zentrierter Ansatz und die Triangulation wesentlicher Methoden der Sozial- und Kulturanthropologie konnten dadurch trotz der Pandemie umgesetzt werden, was die Perspektiven auf die heterogenen Lebensgeschichten um vielfache Dimensionen verdichtete (Terhart 2011, 291, 300; vgl. Nieswand/Drotbohm 2014, 3).

2.1 Orte & Zugänge

Als erste Forschungsorte wählte ich zunächst NRW sowie Berlin, da ich hier aufgrund von Arbeit und Studium über viele private Kontakte verfügte. Bei der Anfrage von möglichen Gesprächspartnerinnen achtete ich u.a. auf verschiedene Altersgruppen, Berufe oder Familienentwürfe. Die Einbeziehung diverser Merkmale nahm grundlegend Einfluss auf die Ergebnisse, da sie – je nachdem welche Merkmale aufeinandertrafen – MRP unterschiedlich prägten. Zusätzlich war es mir möglich Töchter von Gesprächspartnerinnen zu kontaktieren, mit denen ich für meine Masterarbeit zusammengearbeitet hatte¹. Darüber hinaus erfolgten Kontakte über das Schneeballprinzip, was häufig von den Gesprächspartnerinnen selbst initiiert wurde. Auch über soziale Medien wie Facebook konnte ich potenzielle Gesprächspartnerinnen ausfindig machen. Indirekte Kontakte wie Kolleg*innen oder Freund*innen waren ebenfalls eine wichtige Unterstützung in der Findung². Zusätzlich stellte ich deutschlandweit Anfragen an koreanische Sprachschulen oder Vereine wie den Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V. Wie sich herausstellte, verlief die Kontaktsuche über Institutionen allerdings weniger erfolgreich. Dieser Befund wurde mir durch das Feedback der über private Kontakte gewonnenen Gesprächspartnerinnen verständlich. Die Tatsache, dass sie mich kannten oder mir durch eine bekannte Person vorgestellt worden waren, erleichterte es, sich zu so sensiblen Themen wie den eigenen Rassismuserfahrungen zu äußern. Gerade aufgrund der Thematik meines Vorhabens war es für mich vor und während aller Begegnungen unabdingbar stets darauf hinzuweisen, dass die besprochenen Inhalte re-traumatisierend wirken könnten. Insgesamt ergab sich daraus eine konstant abgefragte mündliche Einwilligung, die vor jedem Gespräch und neuen Thema im Gespräch re-aktualisiert wurde. Diese Form der stetigen Abfrage ermöglichte es den Frauen immer wieder informiert und aktiv ihre Zustimmung oder Ablehnung auszudrücken. Diese Vorgehensweise steht damit für eine gänzlich andere Form des Machtverhältnisses zwischen Gesprächspartnerin und Forscherin (Paragg 2014, 352) im Gegensatz zum einseitigen Ausfragen der Dominanzgesellschaft, wenn die Frauen im Alltag bzgl. ihrer rassifzierten Daseinsberechtigung in Deutschland kontrolliert werden.

Der Prozess der Anfrage an mögliche Gesprächspartnerinnen und ihre Reaktionen wurden in der Tat zum eigenständigen Analysegegenstand (vgl. ebd.). Da das Thema MRP weder gesellschaftlich geläufig ist noch der Begriff (Multi-)Rassifizierung allgemein Verwendung findet, fiel der Einstieg häufig schwer, da keine geteilten oder etablierten Begriffe vorhanden waren. Es war daher nicht gleich verständlich, worum es in meiner Forschung gehe; (außer bei Frauen, die sich aktivistisch/akademisch mit MRP,

-
- 1 Meine Masterarbeit behandelte die transnationalen Lebensgeschichten und Mehrfachzugehörigkeiten südkoreanischer Frauen der ersten Generation in Deutschland, die in Partnerschaften mit nicht-koreanischen Personen leben oder gelebt haben (Bauer 2017).
 - 2 Interessanterweise entstanden hier häufig Missverständnisse, wer multi-rassifiziert und mit mir in Kontakt gebracht wurde. So entstanden Kontakte zu Frauen mit zwei koreanischen Elternteilen, die aufgrund ihres Namens oder vermeintlichen Aussehens von meinen indirekten Kontakten multi-rassifiziert worden waren.

insbesondere im englischsprachigen Raum beschäftigt hatten, was wiederum eine Hürde im Zugang zu diesen Informationen darstellte). Auch die Begriffe »binationale« oder »bikulturelle« Familien stellten für meine Gesprächspartnerinnen kaum genutzte Begriffe dar, geschweige denn Selbstbezeichnungen für sich und/oder ihre Familien. Weit aus gängigere und gesellschaftlich etabliertere Begriffe für Menschen mit unterschiedlich rassifizierten Eltern, die auch für alle Frauen sofort verständlich waren, beliefen sich auf rassistische Termini, die ihren Ursprung in der Kolonial- und NS-Zeit finden (s. 4.3.). Auch wenn sich kaum eine Gesprächspartnerin mit den diskriminierenden Bezeichnungen identifizierte oder diese z.T. ablehnten, war allen gleich bewusst, welche Körper in Deutschland mit diesen Bezeichnungen gemeint waren bzw. dass sie so von ihrer Umwelt sozial identifiziert wurden (vgl. ebd., 348, 351); (was bereits ein Ergebnis darstellt, wie marginal MRP in Deutschland aufgearbeitet wurden). So wären meine Anfragen vermutlich eindeutiger ausgefallen, wenn ich die rassistischen Begriffe auf problematisierende Weise eingebaut hätte, jedoch entschied ich mich gegen einen Einsatz dieser Benennungen in der ersten Anfrage. Da ich die Frauen allein durch mein Forschungsprojekt und meine Kontaktaufnahme multi-rassifizierte, beabsichtigte ich nicht zusätzlich herabwürdigende Begriffe zu wiederholen. Stattdessen formulierte ich in meinen Anfragen konkret aus, welche Personen ich für meine Forschung beabsichtige zu gewinnen; nämlich Frauen mit einem koreanischen und einem nicht-koreanischen Elternteil, die in Deutschland aufgewachsen und interessiert daran waren, ihre Erfahrungen mit Gefühlen von *Anders-Sein* zu teilen. Dennoch verblieb es für manche Frauen zu Anfang unverständlich, was das Erkenntnisinteresse meiner Arbeit sein sollte. So stellte ich fest, dass sich manche Frauen bei den Treffen stark auf ihre Bezüge zu Korea fokussierten. Mein Ziel jedoch nicht »nur« über die Rolle Koreas in ihren Leben zu sprechen, sondern darüber was es hieß, multi-rassifiziert in Deutschland aufzuwachsen und zu leben, wurde aber letztlich für alle Gesprächspartnerinnen im Forschungsverlauf deutlich³. Der vermeintliche »Umweg« durch einen komplizierteren Einstieg in das Forschungsthema beschäftigte mich zwar die gesamte Feldforschung, jedoch beobachtete ich, dass sich dieser Weg zu einem wichtigen Part der Forschung selbst entwickelte. So konnte während der Begegnungen nach einer gemeinsamen Sprache für Erlebnisse und Gefühle gesucht werden, die alle Frauen zwar erlebten, jedoch oft unsicher darüber waren, welchen Stellenwert diese in ihren Leben einnehmen (dürften).

Letztlich führte ich informelle Gespräche mit multi-rassifizierten Männern mit ostasiatischen Bezügen, mit nicht-koreanisch multi-rassifizierten Personen und mit Frauen mit zwei koreanischen Elternteilen in Deutschland. Ihre Perspektiven waren wertvoll für eine Kontextualisierung der Perspektiven meiner Gesprächspartnerinnen bzgl. der Erfahrungen von Menschen mit ähnelnden Rassifizierungserfahrungen. Auffällig empfand ich zudem, dass Personen, die in diversen Beziehungen zu den Gesprächspartnerinnen standen (Familienmitglieder, Partner*innen oder Freund*innen), selbst

3 Den Begriff Multi-Rassifizierung selbst fiel meist das erste Mal, wenn ich mein Vorhaben beim ersten Zusammentreffen mit einer Gesprächspartnerin vorstellte. In vielen Fällen wurden dazu Rückfragen gestellt, was mit diesem Begriff gemeint sei, wodurch oft ein weiterführendes Gespräch entstand. Darüber hinaus nutzten aber nur sehr wenige Frauen diesen Begriff im weiteren Verlauf der Forschung, da er für den Alltag als zu »sperrig« empfunden wurde.

aber nicht multi-rassifiziert positioniert waren, interessiert daran waren, ihre Gedanken zu meinem Vorhaben zu teilen⁴. Zum Ende erhielt ich wichtige Einblicke über MRP durch Expert*innen-Interviews mit Alissa Paris von MidWestMixed, einer Organisation für multi-rassifizierte Menschen in den USA (MidWestMixed 2023), mit der ich über die Gründung ähnlicher Gruppen in Deutschland sprach. Das Interview mit Dr. Min-sung Kim und Ji-eun Park von GePGeMi e.V. (Gesellschaft für Psychosoziale Gesundheitsförderung bei Migrantengruppen insbesondere aus asiatischen Ländern) zeigte wichtige Erkenntnisse zu den gesundheitlichen Folgen von Rassismus auf. Das Interview mit Dr. Marie Leroy vom »Fachzentrum Mehrsprachigkeit« des Verbands binationaler Familien und Partnerschaften war bedeutsam, um aus sprachwissenschaftlicher Sicht sozial-politische Debatten zur mehrsprachigen Kindererziehung einzuordnen, was ein zentrales Thema unter den Frauen dargestellt hatte.

2.2 Vorstellung der Gesprächspartnerinnen

Bevor ich eine allgemeine Vorstellung meiner Gesprächspartnerinnen vornehme, gehe ich auf den Anonymisierungsprozess ein, der mehrere Anonymisierungspraktiken verbindet und für den ich mich bei Urmila Goel orientierte (Goel 2020). Da in allen Lebensgeschichten sensible Themen behandelt wurden, die auch enge Bezugspersonen der Frauen inkludierten, war hier besondere Vorsicht vor einer möglichen Identifikation der Gesprächspartnerinnen geboten. Dafür ordnete ich den Gesprächspartnerinnen mehrere Pseudonyme zu. Diese stehen in einem Kapitel meist für die gleiche Person. Jedoch teilte ich des Öfteren eine Person in mehrere Personen auf, da die Kombination von Informationen eine Identität preisgeben kann. In jedem neuen Kapitel werden die Namen neu aufgeteilt (ebd., 16, 47–50), außer es besteht eine wichtige Bezugnahme auf ein voriges Kapitel. So kann der Eindruck entstehen, dass mehr Frauen an der Forschung teilgenommen hätten, als tatsächlich teilgenommen haben. Des Weiteren änderte ich bei allen Gesprächspartnerinnen biografische Details ab, die für die Ergebnisse irrelevant waren, aber zur Anonymisierung beitrugen. Die wiedergegebenen Zitate wurden von mir sprachlich zu geringen Teilen überarbeitet, da gesprochene Sprache in der schriftlichen Wiedergabe oft verzerrend und auf den Lesefluss störend wirkt. Damit wurden auch Sprechstil, Dialekt und Ausdrucksweisen unkenntlicher, über die die Frauen ebenfalls realen Personen zugeordnet werden können (vgl. ebd., 49). Folgend stelle ich meine Gesprächspartnerinnen bzgl. ihrer Altersstruktur, Lebens- und Wohnformen und familiären Migrationsgeschichten vor:

An meinem Projekt nahmen 24 Frauen teil, mit denen jeweils min. zwei bis max. neun Mehrfachtreffen pro Person stattfanden. Mit ihnen ergaben sich im Forschungs-

4 In der Tat stellte das eine Kontinuität aus der Forschung meiner Masterarbeit dar. Hier waren die Lebenspartner daran interessiert, ihre Sichtweisen mit mir zu teilen (ebd., 12). Im Falle der vorliegenden Arbeit verband ich meine Beobachtung mit dem Forschungsergebnis mit welcher Selbstverständlichkeit mono-rassifizierte Personen in den Leben der Frauen über ihre Körper und Psyche urteilten. Manche Bezugspersonen empfanden sich insofern als wichtige Ansprechpartner*innen zum Thema meines Vorhabens.

jahr weit über 100 Begegnungen, on- und offline, die jeweils ein bis mehrere Stunden dauerten oder daraus bestanden einen Tag zusammen zu verbringen. Die Altersspanne umfasste Anfang 20 bis Anfang 60 Jahre. Die Mehrzahl der Frauen war zwischen 30 und 50 Jahre alt. Das bedeutete, dass die besonders prägenden Jahre bis zur Volljährigkeit in die Zeitspanne von den 1970ern bis in die 2000er Jahre fielen. Historisch und politisch waren diese mit Hinsicht auf Rassismus unterschiedlich bewegte Jahre, wodurch auch die Frauen unterschiedlich durch Rassismus im deutschen Kontext geprägt wurden, was eine Rolle für den Umgang mit MRP spielte. Vierzehn Frauen hatten eine südkoreanische Mutter und einen *weißen* deutschen Vater, sechs Frauen einen nordkoreanischen Vater und eine *weiße* deutsche Mutter und vier Frauen eine südkoreanische Mutter und Väter aus verschiedenen europäischen Nationen. Die Wege der migrierten Elternteile nach Deutschland hingen zu Großteilen mit dem Beruf, der Ausbildung, einem Studium oder mit Flucht zusammen⁵. Alle Frauen verfügten über die deutsche Staatsangehörigkeit. Zumeist wuchsen die Frauen in sozioökonomisch sicheren Verhältnissen und manche Frauen in prekäreren Umständen auf. Die meisten Frauen hatten ein bis zwei Geschwister. Von den Geschwistern abgesehen waren sie in fast allen Fällen die einzigen multi-rassifizierten Personen in ihren Familien, in der Nachbarschaft, in der Schule oder aktuell in ihren beruflichen Umfeldern. Die Frauen wuchsen in Dörfern, Klein- und Großstädten verteilt in ganz Deutschland auf. Die Hälfte der Frauen lebte heute im Osten Deutschlands, die andere Hälfte im Westen, Süden und Norden Deutschlands sowie im Ausland. Die meisten von ihnen lebten in Wohnungen in Städten, manche mit ihren Partner*innen und/oder Kindern, in Wohngemeinschaften oder allein. Ein Großteil der Frauen hatte ein Studium abgeschlossen und alle waren in verschiedensten Feldern berufstätig. Auffällig war, dass fast die Hälfte selbständig tätig war. Während der COVID-19-Pandemie waren manche Frauen vom Verlust ihrer Arbeit betroffen oder mussten Beruf und Kinderbetreuung zeitgleich zu Hause umsetzen. Auch die Häufung von Fällen rassistischer Gewalt gegen sie und/oder Angehörige und Freund*innen verletzte die Gesprächspartnerinnen in dieser Zeit. Andererseits schufen die Lockdowns für manche Frauen freie Zeiträume, die sie für die Treffen in der Forschung nutzten und dadurch

-
- 5 Zu Anfang der 1950er wurden nordkoreanische Studierende in die ehemalige DDR entsandt, die damals »mit 37 % die größte Minderheitengruppe unter den ausländischen Studierenden« bildeten. Trotzdem Kontakte zwischen ausländischen Studierenden mit DDR-Staatsangehörigen missbilligt bzw. Heiraten untersagt waren, gingen manche nordkoreanische Studenten und Frauen vor Ort Beziehungen ein und gründeten Familien. Jedoch wurden sie Anfang der 1960er im Zuge der Kubakrise nach Nordkorea zurückberufen und somit plötzlich ihren Familien als Partner und Väter entrissen (Winter 2014, 93ff.). Der Film »Verliebt, verlobt, verloren« von Sung-hyung Cho porträtiert einige dieser Familien (Cho 2016). Darüber hinaus flohen manche Menschen – teils über verschiedene Zwischenstationen – aus Korea in die BRD. Von 1960 bis Ende der 70er Jahre wurden Anwerbeabkommen in das damalige »Gastarbeiter*innen«-System zwischen der BRD und Südkorea geschlossen, für Frauen in der Krankenpflege und Männer im Bergbau. Von den ca. 20.000 Personen, die bis zur Ölkrise 1977 aus Südkorea in die BRD migrierten, blieb etwa die Hälfte nach Vertragsablauf in Deutschland (Berner 2018, 12). Von 1970 bis 1981 sollen 1.427 Kinder aus Ehen mit BRD-Staatsangehörigen entstanden sein. Meistens waren die Mütter der koreanische Elternteil (Yoo 1996, 36, 39). Für einen umfassenden Einblick in die Migrationsgeschichte aus beiden Koreas nach Deutschland, die auch noch weitere Migrationswege beinhalteten, s. Chang-Gusko et al. 2014.

angespornt weitere mit der Forschung zusammenhängende Aktivitäten unternehmen. So begannen ein paar Frauen Koreanisch-Kurse oder suchten den Kontakt zu ehemaligen multi-rassifizierten Bekannten auf. Andere Frauen berichteten, wie sie Gespräche mit engen Bezugspersonen über ihre Rassismuserfahrungen eröffneten, die sie lange nicht als solche eingeordnet oder über die sie im Hinblick zur jeweiligen Bezugsperson geschwiegen hatten.

Wie allein in dieser verkürzten Beschreibung deutlich wird, unterschieden sich meine Gesprächspartnerinnen in vielen Facetten ihrer Lebenswege voneinander. Die vorliegende Arbeit kann die Komplexität dieser heterogenen Lebensgeschichten keineswegs in ihrer Fülle darstellen. Da ethnographisches Wissen immer situiert und positioniert ist (Haraway 1988; vgl. Stodulka et al. 2019, 281), hebe ich hervor, dass die Wiedergabe aller Inhalte, die meine Gesprächspartnerinnen betreffen, auf meinen Interpretationen zum Zeitpunkt der Begegnungen bzw. der Analysen dieser beruhen und so »partial truths« darstellen (Clifford 1986; Haraway 1988). Schließlich ist es wichtig zu benennen, dass mehr als die Hälfte der Frauen Eltern hatte, die aus koreanischen und *weißen* deutschen Elternteilen bestanden. Hierbei besteht die Gefahr, dass sich ein dominantes Bild von multi-rassifizierten Menschen und/oder Familien verfestigt, die ausschließlich aus *weißen* und nicht-*weißen* Elternteilen bestünden, was nicht der Fall ist. Es verstärkt jedoch *weiß*-Sein als Zentrum und wer als »authentisch« multi-rassifiziert betrachtet und wessen Stimme in diesem Kontext als legitim anerkannt wird (vgl. Mahtani/Moreno 2001; Haritaworn 2012, 46). Daher unterstreiche ich die Problematik, dass wichtige Stimmen zu MRP von Frauen aus *Dual-minority*-Familien – also Frauen, deren Elternteile beide rassifizierten Minderheiten in Deutschland angehören – weniger in dieser Arbeit vorkommen und einer eigenen, vertiefenden Betrachtung bedürfen. Dieser ungleichen Verteilung versuchte ich mit einer breit aufgestellten Teilnahmeanfrage zu begegnen, die eine größere Vielfalt in der Konstellation der Elternteile berücksichtigte, aber auch in weiteren zu mir differierenden Strukturkategorien. Wie unter 2.1. geschildert, waren meine Versuche über öffentliche Netzwerke vorzugehen jedoch von weniger Erfolg geprägt. Hinzukam, dass zahlreiche physische Begegnungsmöglichkeiten wegfielen, in der Kontakte »natürlicher« hätten hergestellt werden können als durch eine direkte Anfrage online. Meine öfter von Erfolg geprägten privaten Zugänge und das Schneeballprinzip demonstrierten, dass ich und die jeweiligen Gesprächspartnerinnen sich privat mit ähnlich gesellschaftlich positionierten Personen näherstanden. Zum Schluss merke ich an, dass sich fast die Hälfte meiner Gesprächspartnerinnen akademisch und/oder aktivistisch mit Rassismus in Deutschland beschäftigten. Dies mag zu einer gewissen Offenheit auch online über Rassismuserfahrungen zu sprechen beigetragen haben, jedoch standen damit akademische Perspektiven des Öfteren im Vordergrund. Durch die COVID19-Pandemie war ich schließlich dazu veranlasst meine Methoden digital anzupassen, wie ich nun präsentiere.

2.3 Methoden & Durchführung

Neben etablierten ethnographischen Methoden wie der teilnehmenden Beobachtung, informellen Gesprächen mit *Probing questions* (Paragg 2014, 353ff.)⁶, narrativen und semi-strukturierten Interviews zur Lebensgeschichte, die ich je nach Person anpasste (Nieswand et al. 2015, 8f.), nutzte ich innovative Erhebungsverfahren, wie den performativen Einsatz der koreanischen Tracht 한복 (Hanbok)⁷, was alles durch die Video-Telefonie weiterhin umsetzbar war. Darüber hinaus erfragte ich von den Frauen erstellte Schriftstücke über die *Story completion method* (Gravett 2019). Der gemeinsame Besuch von Veranstaltungen war auch online realisierbar, z.B. der eines virtuellen Festivals für multi-rassifizierte Menschen in den USA von »The Blended Future Project« (The Blended Future Project 2023) oder von Buchvorstellungen der »Critical Mixed Race Studies Association« (CMRS Association 2023).

Die teilnehmende Beobachtung, mit der ich meine erste explorative Erhebungsphase im Juni 2020 begann, erfolgte in der Begleitung einzelner Frauen in ihrem Alltag, wobei ich auch auf non-verbale Kommunikation, den Umgang mit anwesenden Personen, Kleidung oder Wohnungsdekor achtete, um auch den Ausdruck impliziten Wissens zu eruieren. Weitere Unternehmungen enthielten Spaziergänge, Besuche im Park, in Cafés, Biergärten, Imbissbuden, eigenen Gärten der Frauen oder in ihren Wohnungen und hier z.B. zusammen zu kochen und essen. Durch die teilnehmende Beobachtung wurde ersichtlich, wie MRP an den für die Frauen üblichen Orten entstanden und verhandelt wurden. Während der Besuche zu Hause bat ich um eine photographische Aufnahme meiner Gesprächspartnerin an dem Ort, an dem sie sich am wohlsten fühlen. Durch diese in meiner Masterforschung erprobte Methodik (Bauer 2017, 83), näherte ich mich meiner Frage, wie die Frauen ihre Lebenswelten gestalteten, um sich sicher und wohl zu fühlen. Ein Großteil dieser Begleitungen war online möglich. Die Frauen richteten es sich ein, das Video-Telefonat über Laptop, Tablet oder Handy zu führen, womit sie mich durch ihr Zuhause »mitnahmen«. Hierüber waren auch anwesende Personen anzutreffen sowie ein Foto von ihnen an ihrem »Wohlfühlort« zu Hause zu machen.

In der zweiten vertieften Erhebungsphase führte ich neben teilnehmender Beobachtung und informellen Gesprächen, verstärkt narrative und semi-strukturierte Interviews, um Rassismuserfahrungen über den Lebensverlauf zu untersuchen. Durch die narrative Interviewform wurden emische Positionen sichtbar, die ich nicht mit Fragen

6 Nach Paragg dienen *Probing Questions* dazu, um die Normalisierung von Rassismus einfühlsam zu hinterfragen und das Wirken von Rasse im Alltag weiter zusammen zu durchdenken. Demnach thematisierte ich z.B. die Erfahrungen meiner Gesprächspartnerinnen mit der »Woher-kommst-du-Frage« achtsam weiter, indem ich sie fragte, welche Intention sie hinter dieser Frage vermuteten. Häufig gingen die Frauen von einer »neutralen« Neugier aus, was im Gesprächsverlauf weiter gemeinsam besprochen werden konnte (Paragg 2014, 347, 354f.).

7 Im Dokumentationsfilm »Unsere Eomeoni« (2017) filmt die Regisseurin Su-Jin Song (Song 2022) wie die Protagonist*innen vor der Kamera ein 한복 (Hanbok) anziehen und welche Gefühle dabei entstehen, die durch diesen performativen Akt evoziert werden. Die Regisseurin gab mir die Erlaubnis, diese Methode für meine Arbeit zu nutzen. Darüber hinaus zeigte ich die photorealistischen Wandbilder des Graffiti-Künstlers Royyal Dog (Chris Chanyang Shim), der unterschiedlich rassifizierte Frauen in der Tracht malt (Royyal Dog 2023).

hervorrief, was für meine Reflexion wichtig war. Die meisten Frauen waren sehr interessiert an dieser Interviewform. Den Personen, bei denen die narrative Interviewform nicht erzählgenerierend wirkte, stellte ich semi-strukturierte Interviews vor. Das gemeinsame Ansehen von Familienalben wiederum wirkte höchst erzählgenerierend und eröffnete die Möglichkeit anhand von Fotos die eigene Lebensgeschichte Revue passieren zu lassen, was viele Frauen als schöne Erfahrung erlebten. Ein 한복 (Hanbok) zu tragen traf in dieser Phase ebenfalls auf reges Interesse, um darüber zu reflektieren, was das Anziehen und Tragen bewirken konnte und welche Bilder, Begriffe und Geschichten sie damit verbanden. Trotz des hohen Interesses war es jedoch nicht für alle Frauen möglich daran teilzuhaben, da sie entweder kein 한복 (Hanbok) besaßen oder dieses bei ihren Eltern untergebracht war, worauf sie zum Zeitpunkt der Forschung keinen Zugang hatten. In diesen Fällen zeigte ich Bilder der Tracht und bebilderte Anleitungen wie man sie anzieht, um ein Gespräch über die damit verbundenen Gefühle dennoch durchzuführen.

In der letzten Erhebungsphase führte ich gezielte Abschlusstreffen durch, was auch fast alle Frauen wahrnahmen. Darüber wurde an meine Gesprächspartnerinnen ein eindeutiges Signal gegeben, dass die Forschungsphase nun ihr Ende fand. Diese Treffen beinhalteten interaktive Methoden, die ich in einer Präsentation vorbereitete, die gemeinsam durchgegangen werden konnte, was fast alle Frauen ansprach, da dieses Vorgehen auch der einsetzenden Online-Müdigkeit in dieser Zeit etwas entgegensetzte. Zu den Methoden gehörten das Zeigen von ›Wohlfühl-Gegenständen‹ oder dem Markieren von ›Wohlfühlorten‹ auf einer Weltkarte, die im Zusammenhang mit den Themen aus den Begegnungen stehen konnten, aber nicht mussten. Des Weiteren fragte ich nach einem Brief an die eigenen Eltern oder Hinweisen an potenzielle Eltern von multi-rassifizierten Kindern. Schließlich konnten umgekehrt Fragen zu meiner Lebensgeschichte, dem Projektverlauf oder Wünsche geäußert werden, was ich den Frauen als Forscherin zurückgeben könne, worauf ich interessante Antworten erhielt. Der intensive Austausch sei für viele bereits ein »Geschenk« gewesen und infolgedessen war erwünscht, dass ich ein großes Treffen mit allen Gesprächspartnerinnen organisieren sollte, um sich noch weiter austauschen zu können⁸. Insgesamt war die Atmosphäre während der On- wie Offline-Begegnungen freundschaftlich und von einer vertrauensvollen Stimmung geprägt. Mit vielen Gesprächspartnerinnen bin ich auch über die Forschung hinaus freundschaftlich verbunden geblieben.

8 Die zusammenführenden Treffen für alle interessierten Frauen fanden 2023 zum ersten Mal online und hiernach regelmäßig offline statt und wirkten – den Rückmeldungen der Frauen zufolge – emotional bewegend und verbindend auf sie nach; so auch auf mich. Darüber hinaus äußerten manche Frauen ihre Kinder, Geschwister oder Freund*innen zu den Treffen einladen zu wollen bzw. darüber hinaus interkommunale Verbindungen zu weiteren multi-rassifizierten Personen oder Gruppen zu schaffen. Auch wurde eine Chat-Gruppe gegründet, die den Namen 언니 (Eonni, ältere Schwester einer weiblichen Person, auch an ältere Freundinnen gerichtet) trägt. Der Chat wird dazu genutzt Veranstaltungen, Literatur- und Filmtipps zu teilen, weitere Treffen zu koordinieren oder für Fragen, die wie an eine ›große Schwester‹ gerichtet in den (Chat-)Raum gestellt werden können.

2.3.1 Digitale Ethnographie

Eine Voraussetzung für die Durchführung der Forschung inmitten der Pandemie waren die technischen Mittel. Die Begegnungen fanden über Videokonferenz-Plattformen wie Google Hangout, Skype, Webex oder Zoom statt sowie über Instant-Messaging-Dienste wie Facebook Messenger, Kakaotalk, Signal, WhatsApp und per E-Mail. Darüber hinaus nutzte ich die Google-Docs-Plattform, die es mehreren Nutzenden erlaubt gleichzeitig eine Präsentation, Bilder oder Karten zu bearbeiten. Diese Dienste ermöglichten auch Text- und Sprachnachrichten, die die Frauen nutzten, um Fotos, Memes, Videos und Hinweise auf Podcasts, Artikel oder Veranstaltungen rund um die Themen MRP, koreanische Diaspora in Deutschland oder Empfehlungen für koreanische Serien, Musik und Kochrezepte zu versenden. Auch erhielt ich darüber Berichte über just erlebte Rassismuserfahrungen in Form von Text- und Sprachnachrichten. Ein Großteil der Frauen war beruflich an Vorgehensweisen in virtuellen Räumen gewöhnt. Aber auch Frauen, die mit Online-Methoden weniger vertraut waren, zeigten stets Interesse daran. Dennoch entgingen mir durch die unerwartete digitale Verlagerung der Forschung viele Dimensionen, die durch teilnehmende Beobachtungen in Präsenz mit Hinsicht auf Affekte in MRP zugänglicher gewesen wären. Daher erarbeitete ich facettenreiche Online-Angebote, um so viele Sinne wie möglich – auch online – ansprechen zu können. Für die digitale Umstellung griff ich demnach auf folgende Methoden zurück:

Für den durch die Video-Telefonie weniger »natürlichen« Einstieg erstellte ich über eine gemeinsam einsehbare Präsentation Bildkarten-Sets mit zufällig gewählten Stockfotos, die Naturmotive zeigten. Dies stellte einen Weg dar, die Stimmung zu Anfang und Ende der Begegnung zu erfassen, um sich »warm zu reden« bzw. am Ende als Reflexion über das Treffen zu nutzen. Ein zweites Set an Bildern stellte verschiedene Lebensphasen dar, die als Assoziationen für einen Gesprächsbeginn zur Lebensgeschichte dienen sollten. Bei der Zusammenstellung dieser Stockfotos orientierte ich mich an den aufgeführten Lebensphasen aus dem »Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung« (Becker 2010), um meiner Voreingenommenheit zur Einteilung von Lebensphasen entgegenzuwirken. Da die Auswahl dennoch weniger willkürlich ausfiel als bei den zuvor genannten Naturbildern, konnte meine Voreingenommenheit nicht vollständig ausgeschlossen werden. Daher setzte ich jenes Set seltener ein; (z. B. wenn sich eine Inspiration für das Erzählen der Lebensgeschichte gewünscht wurde). Zusätzlich erwies sich die Einbeziehung von Videos oder Büchern⁹ als äußerst erzählgenerierend. Eine besonders

9 Hier nannte ich z. B. das Buch »Mixed Korean: Our Stories.« (Kim et al. 2018) oder den YouTube-Kanal »The Halfie Project«, der der Frage »What does it mean to be half-Korean?« in Korea nachgeht (The Halfie Project 2022). Diese Hinweise stießen auf starkes Interesse, jedoch waren dem Einsatz dieser Medien auch Grenzen gesetzt, da die meisten dieser Quellen nur auf Englisch verfügbar waren. Andererseits waren die Rückmeldungen der Frauen interessant, die sich Videos des besagten YouTube-Kanals gemeinsam mit Freund*innen oder Partner*innen angesehen hatten. Häufig konnten diese mit den Inhalten entweder nichts anfangen oder wurden negativ affiziert. Lily erzählte davon, wie sie sich Videos des »The Halfie Project« mit einem Freund zusammen angeschaut hatte. Sie erzählte von ihm: »Er fand die z. B. total-, also er sagte, O-Ton, Ohrrr, die sind ja total amerikanisch, total glatt, wo ich aber- (Pause) der hat dieses Einfühlen nicht so gehabt für die Inhalte, um die es eigentlich geht, weil er aber natürlich komplett diese Erfahrung nicht gemacht hat in Korea-

starke Resonanz erwirkte allerdings die *Story completion method* (Gravett 2019), die ich nun vorstelle.

2.3.2 Die *Story completion method*

»Das ist ein schönes Gefühl [...] ich erkenne mich sonst nie in Geschichten, Literatur oder Filmen wieder« (Hae-rim)

Während meiner Recherchen nach digital umsetzbaren Erhebungsmethoden¹⁰, stieß ich u.a. auf die *Story completion method*. Sie gehört zu den unbekannten Methoden in der qualitativen Forschungsarbeit und ist im Feld der »narrative research« angelegt, mit einem Entstehungshintergrund in Psychologie, feministischen Theorien und Psychotherapie. Die Methode ist darauf ausgerichtet, Geschichten als Daten zu betrachten und zu untersuchen, welchen Sinn die Befragten aus den Geschichten ziehen. Konkret bedeutet dies, die Befragten darum zu bitten hypothetische Szenarien schriftlich weiterzuführen (ebd., 1f.). Demnach bereitete ich ein Dokument vor, das aus 55 Schreibaufforderungen auf acht Seiten bestand, da ich es für wichtig hielt, möglichst viele diverse Szenarien anzubieten. Die Aufforderungen enthielten – neben direkten Fragen an meine Gesprächspartnerinnen – »fiktive« Geschichten aus dem Alltag, jeweils mit Protagonistinnen, die multi-rassifizierte Mädchen oder Frauen der koreanischen Folgegenerationen darstellten. Darin wurden MRP in der Schule, auf der Arbeit oder bei der Wohnungssuche, als Kind, Jugendliche und Erwachsene thematisiert. Für die Erstellung der Szenarien berief ich mich neben »gängigen« Rassismuserfahrungen von multi-rassifizierten Frauen mit ostasiatischer Verortung in Deutschland, auch auf meine eigenen Rassismuserfahrungen, die ich verschiedentlich zusammensetzte, um alltägliche Situationen wiederzugeben. Darunter konnten sich die Frauen die Fragen oder Szenen aussuchen, die sie ausführen wollten oder eigene Geschichten hinzufügen. Es war freigestellt, die Szenarien mit Fantasie, echten Erlebnissen oder Vorstellungen, wie sie sich wahrscheinlich entwickeln würden, weiterzuführen. Alle Frauen, die diese Methode wahrnahmen, entschlossen sich dazu, ihre Geschichten wieder an mich zu senden. Anschließend fand ein semi-strukturiertes Interview statt. Die Geschichten zusammen durchzugehen, ergab eindruckliche Ergebnisse entlang der Fragen: Was empfindet die Protagonistin? Wie würde die Protagonistin am liebsten handeln? Wie handelt sie am wahrscheinlichsten? Und: Welche Konsequenzen entstehen, wenn die Protagonistin nicht so handeln kann, wie sie möchte? Diese Fragen wurden von den Frauen meistens aus der Ich-Perspektive beantwortet. So stellte die Methode einen starken Zugang dar, welchen Sinn die Frauen aus ihren Rassismuserfahrungen zogen. Eine Voraussetzung dafür war, dass sie selbstbestimmt die Szenen wählten, die sie thematisieren wollten und meinerseits stets darauf

*was das heißt (lacht) (Pause) und ich war total geflasht! Ich habe mich super hingezogen gefühlt« (Lily, Feb. 2021). Lily führte weiter aus, dass sie die Gründer*innen dieses Kanals kontaktieren würde, wenn sie in Korea leben würde.*

10 Hierfür danke ich Edda Willamowski und Max Müller, die mich auf das Crowd-sourced Dokument »Doing fieldwork in a pandemic« hinwiesen, das in großer Anzahl verschiedene Online-Methoden listet (Lupton 2020).

hinzuweisen, dass die fordernden Gespräche dazu jederzeit abgebrochen oder kurzfristig abgesagt werden konnten.

Stellvertretend für das Feedback meiner Gesprächspartnerinnen auf diese Methode, zitierte ich im Titel dieses Unterkapitels Hae-rim, die überrascht war, sich in den Geschichten wiederzuerkennen, da sie es nicht gewohnt war eine Repräsentation ihrer Erfahrungen in dieser Form vorzufinden¹¹. Die Überraschung oder bei manchen Frauen auch das Erschrecken über eine Ähnlichkeit mit den Lebenserfahrungen verwies nicht nur auf den Mangel an zugänglichen und nicht-stereotypen Repräsentationen ihrer Lebensgeschichten, sondern auch darauf, inwiefern sich ihre Rassismuserfahrungen bisher meist als Einzelerfahrungen für sie dargestellt hatten. Die *Story completion method* entfaltete demnach eine weitere Wirkung, was z. B. Amelie so ausdrückte: »Das versichert einen ja auch selbst, dass man selbst in Ordnung ist, dass es so passieren kann, dass es auch andere erleben, ne? Man ist da nicht in 'ner Sonderstellung oder sonderlich«. Eine Bestätigung der eigenen Lebenserfahrungen und Wahrnehmungen auf diese Weise zu erhalten, war für viele Frauen eine bewegende oder auch ›heilsame‹ Erfahrung. Außerdem entfaltete sich die Wirkung, den eigenen Affizierungen durch Rassismus vertrauen zu können/dürfen, da es sich eben nicht um Einzelfälle oder ›Pech‹ handelte. Weitere Gesprächspartnerinnen betonten, dass die große Anzahl an Schreibaufforderungen zuerst abschreckend gewirkt hätte, sie jedoch beim Lesen so viel Motivation zum Weitererzählen entwickelten, dass sie sich teils noch mehr Geschichten gewünscht hätten¹². Zusätzlich erinnerte das Fortführen der Geschichten an das von der Kulturanthropologin Ruth Behar geprägte Konzept »Testimonies of redemption« (Behar 1990), wenn die Frauen ihre weitergeschriebenen Geschichten dazu nutzten, Zeugnisse über ihre Erfahrungen abzulegen, diese neu auszurichten, Vergebung oder Wiedergutmachung zu finden oder sich unangetasteten Affekten und Konflikten zu nähern. Diese Zeugnisse waren somit hilfreich, um die paradoxen Dimensionen des Konstrukts Rasse in MRP weiter zu beleuchten (Ifekwunigwe 2001, 51). Die Frauen bestimmten darüber, welchen Geschichten und Gefühlen sie näher auf den Grund gehen wollten, welchen Sinn sie aus den Rassismuserfahrungen zogen und wie sie diese dokumentiert wissen wollten. Die Methode bot an, tabuisierte Gefühle wie Wut oder Rache zu thematisieren, die durch das distanziertere Verhältnis mittels einer Geschichte einfacher anzusprechen waren. Doch trotzdem meinerseits vermittelt

11 Für viele unterdrückte Menschen ist es wesentlicher Bestandteil ihrer Marginalisierung, keine Repräsentation ihrer Lebenserfahrungen in öffentlichen Medien oder Archiven zu finden. In diesem Zusammenhang berichteten mir zwei Gesprächspartnerinnen, dass der 2021 erschienene Roman »Identitti« von Mithu Sanyal (Sanyal 2021) der erste Roman gewesen sei, in dem sie sich und ihre Lebensgeschichten als multi-rassifizierte Frauen wiedererkannten. Diese Feststellung ging bei beiden Frauen mit verblüfftem Erstaunen und Freude einher.

12 Diese Rückmeldung ruft das Konzept »narrative scarcity« – im Gegensatz zur »narrative plenitude« – hervor. Es benennt nach Viet Thanh Nguyen den Mangel an Erzählungen – in seinem Fall im US-amerikanischen Kontext über »Asian Americans« – jenseits von stereotypen Darstellungen in der Dominanzgesellschaft (Lee/Ramakrishnan 2021; Nguyen 2022); s. dazu auch »The danger of a single story« von Chimamanda Ngozi Adichie (Adichie 2009) und »Mirrors, windows, and Sliding Glass Doors« von Rudine Sims Bishop (Bishop 1990) oder den Open Call für ein Buchprojekt von Orientierung e.V. im Jahre 2021, um Asiatisch-Deutsche Lebensrealitäten im deutschsprachigen Raum sichtbar zu machen (<https://www.kororientation.de/projekte/projekte-verein/opencall-buchprojekt/>).

worden war, dass die Geschichten auch mit Fantasieelementen weitergeführt werden konnten, entschieden sich die meisten Frauen für eine ›realistische‹ Weitererzählung und zweifelten z.T. auch in der fiktiven Form an ihrer Wahrnehmung, ob sie negative Gefühle gegenüber ihren Rassismuserfahrungen empfinden dürften (s. 3.4.1.). Insgesamt erhielt die *Story completion method* während der Pandemie eine besondere Relevanz. Da es mir nicht so oft wie vorher geplant möglich war, die Frauen in ihrem Alltag in Präsenz zu begleiten, war die Methode geeignet, um MRP im Alltag dennoch nachgehen zu können bzw. diesen in einem ›geschützteren‹ Rahmen zu folgen, um mögliche Affekte darin noch besser auffangen zu können. Hinsichtlich erhöhter rassistischer Gewalt gegen süd-/ostasiatisch gelesene Menschen in der Pandemie, war es schließlich nicht mein Anliegen MRP im Alltag durch die Zusammentreffen noch weiter zu riskieren¹³. Ein weiterer Vorteil dieser Methode beruhte auf dem Umstand, dass mein Forschungsthema nicht für alle Frauen sofort zugänglich war, da keine etablierte Sprache für MRP existiert. Das Forschungsthema wurde allerdings umgehend mittels der Szenarien greifbar und verhalf über affektive Phänomene zu sprechen, die bis dahin im Zustand eines ›Bauchgefühls‹ existierten. Die Methode eröffnete auf einfühlsame und mitunter empowernde Weise einen kreativ-schöpferischen Raum, der auch das Machtverhältnis zwischen Gesprächspartnerin und Forscherin teils aufweichte. Damit konnten Perspektiven bzgl. MRP psychologisch-anthropologisch erfasst werden, die wissenschaftlich kaum dokumentiert sind.

2.3.3 Der virtuelle Forschungsraum – Ein besonderer Raum

Mit jeder Begegnung im virtuellen Forschungsraum wurde ein besonderer Raum für den Austausch zu MRP eröffnet, wofür in den Leben aller Frauen kein Raum existierte. Die Online-Begegnungen haben sich damit als methodische und forschungsethische Bereicherung erwiesen, da sie Räume schufen, in denen sich die Frauen freier artikulieren und Affekte aus Erinnerungen an Rassismuserfahrungen sicherer aufgefangen werden

13 Viele Frauen erzählten von einer Wandelbarkeit ihrer Rassifizierungen, je nachdem welche weiteren Personen in einer Situation mit ihnen anwesend waren. Durch die Präsenz weiterer süd-/ostasiatisch rassifizierter Menschen verstärkte sich auch der Grad ihrer Rassifizierung. Ferner bestärkten mich Erlebnisse aus dem Feld in der Umsetzung der *Story completion method*, wie bei einem Treffen mit einer Gesprächspartnerin im Sommer 2020. Wir stimmten beide vorab einem Treffen im Freien zu. Dennoch nahm ich während des Treffens, bei dem wir auf einer Decke im Park saßen, in mir ein ängstliches Gefühl wahr, wenn ich an uns vorbeigehende Personen oder Gruppen im Augenwinkel vernahm. Ich sah mich häufiger um als üblich, in Sorge, dass wir mit rassistischen Aggressionen im Zusammenhang mit COVID-19 konfrontiert werden würden. Mit einer anderen Gesprächspartnerin verabedete ich mich im gleichen Zeitraum in einem Café, was wir frühzeitig verließen, um unser Gespräch an einem ruhigeren Ort im Park fortzuführen. Wir bemerkten, dass die Thematisierung von Rassismus im gut besuchten Café nicht frei möglich war. Meine Gesprächspartnerin reflektierte darüber, dass sie einen Unterschied in ihrer Stimme und Lautstärke festgestellt hatte. Im Café sprach sie auffällig leise über das Forschungsthema. Abseits von anderen Menschen fühlte sie sich freier sich auszudrücken. Das Risiko Rassismus zu erfahren, war zwar auch online nicht immer vermeidbar (z.B. durch weitere anwesende Personen), jedoch war die Wahrscheinlichkeit wesentlich geringer, als dies in der physischen Welt zu beeinflussen gewesen wäre.

konnten (vgl. von Poser et al. 2017, 257). In vielen Fällen genügte ›lediglich‹ die Präsenz von zwei multi-rassifizierten Frauen (die Gesprächspartnerin und ich), wodurch bereits ein freies Erzählen der Frauen in Gang gesetzt wurde. Insgesamt wurde der intensive und auch anstrengende Austausch von vielen als ›heilsam‹ betrachtet (s. 9.2.). Wie ich in den weiteren Kapiteln ausführe, stellte das Aufwachsen und Leben als multi-rassifizierte Person häufig eine einsame Erfahrung dar. Einsam in den Erfahrungen selbst als auch einsam im affektiven Umgang mit diesen, auch Jahrzehnte später. Somit wurde der Forschungsraum auch zu einem besonderen Raum, der der Einsamkeit etwas entgegensetzte. Denn er ermöglichte Affekte zu artikulieren, die sonst im Leben der Frauen kaum bis gar keinen Platz fanden. Doch auch wenn die Video-Telefonie es erlaubte zu einem bestimmten Grad Emotionen sicht- und spürbar zu erfahren, indem auch online zusammen gelacht und geweint werden konnte, sind viele Sinneseindrücke der komplexen Dimensionen von MRP durch die Online-Begegnungen eingeschränkt worden. Letztlich war die Umwandlung zur digitalen Ethnographie aber eine Bereicherung, da die Treffen in einem vergleichsweise sicheren Rahmen durchgeführt werden konnten, als dies auf analogem Wege möglich gewesen wäre.

2.3.4 Auswertung

Zur Auswertung meiner empirisch gewonnenen und sehr unterschiedlichen Formen von Daten nutzte ich die Software für qualitative Datenanalyse MAXQDA. Hierin sammelte ich die Daten in Form von Transkriptionen der Gespräche sowie Fotos und Dokumente, die mit mir geteilt worden waren. Hinzu kam die Gegenüberstellung von Eindrücken aus meinem Feld- und Emotionsfeldtagebuch, die mich in der Reflexion über die Ausrichtung des Forschungsverlaufs begleitet hatten. Darüber hinaus unterstützte mich das (semi-)strukturierte bzw. meist offen gestaltete Emotionsfeldtagebuch bei der systematischen Dokumentation meiner Affizierungen, was meine Fähigkeit zur Selbstreflexion und »emotional literacy« stärkte. Dies wirkte sich psychologisch, epistemisch und strategisch gewinnbringend auf die Forschung und Auswertung aus¹⁴. Die *empirical affect montage* erlaubte mir dann, die affektiven Erfahrungen aus dem Feld neben die ›klassischen‹ Daten aus den ethnographischen Methoden zu stellen (Stodulka et al. 2019, 284f., 287ff.). Stodulka et al. beschreiben diese Form der Wissensproduktion in Bezug auf Affekte und Emotionen im Kontext von asymmetrischen Machtverhältnissen als besonders effektiv, denn: »The montage of different data dimensions ›thickens‹ ethnographic accounts and increases their transparency [...] [and] make the relationality of fieldwork more discernable« (ebd., 287), worauf ich unter 2.4. zurückkomme.

Die vertiefte Auswertungsphase enthielt die Kodierung aller Daten. Dazu gehörten die Transkription des Audio-Materials zu Ende zu führen und die Zusammenfassung

14 Psychologisch unterstützt das Emotionsfeldtagebuch Forschende in emotionalen Herausforderungen aus dem Feld, um damit produktiv und strukturiert umzugehen. Epistemisch ist es bedeutsam, da es affektive Erfahrungen, die (noch) uneindeutig erscheinen, dokumentiert, die unterstützend bei der Datenanalyse sind. Strategisch ist es wichtig, um Forschende über affektiv aufgeladene Situationen im Feld zu informieren und wie sie diese navigieren können (Stodulka et al. 2019, 284f.).

von Analysen bzgl. meiner Forschungsfragen in Memos. Für die Transkription folgte ich einer von mir festgelegten Legende und hielt alles Gesprochene, Pausen, Tonlagen und von mir wahrgenommene Gefühle bzgl. meiner Forschungsfragen fest. Aufgrund der digitalen Umstellung sammelte ich erheblich mehr Audio-Material als erwartet, da Tonaufnahmen digitaler Begegnungen häufiger umsetzbar und von guter Klangqualität waren. Insgesamt ergaben die Begegnungen ca. 117 Stunden Ton-Material. So beanspruchte ich für die Transkription deutlich mehr Zeit als vor der Pandemie erwartet. Mittels des Grounded Theory-Ansatzes ging ich meine Daten zunächst durch ein offenes Kodieren ab (Corbin/Strauss 1990; Corbin/Strauss 2015), wodurch ich wiederkehrende Muster in den Lebensgeschichten identifizierte. Eine erste wichtige Strukturierung des Materials erfolgte anhand der emischen Lebensphasen, Orte und Beziehungsformen, in denen MRP primär stattfanden. Das hiernach ergänzende Kodieren im axialen Modus war wichtig, um Kernkategorien herauszuarbeiten, die bestimmte Affekte in MRP abbildeten, die in bestimmten Relationen auftraten. Dadurch konnte in dieser Auswertungsphase eine weitere Konkretisierung meines theoretisch-konzeptionellen Rahmens erfolgen. Im wiederholten Durchgang der Daten schloss das selektive Kodieren von dominanten Affekten und Phänomenen in MRP, wie Scham oder dem Bedürfnis nach ›Heilung‹ den Kodierungsprozess ab (Strübing 2018, 99). Herausfordernd gestaltete sich Gefühlsausdrücke konkret sprachlich zu fassen, weshalb manche Beschreibungen etwas ›holprig‹ klingen mögen, da es für meine Gesprächspartnerinnen wie für mich mitunter das erste Mal darstellte sich so intensiv zu MRP auszutauschen.

2.4 Reflexionen & eigene Positionalität

»Das ist schon anstrengend [...] ich hab's heute Morgen schon gespürt beim Aufwachen, dass ich so schwer bin und fast wie verkatert, das kommt von diesem vielen Reden über die Vergangenheit [...] weil da wieder Sachen hochkommen« (Mira, Mär. 2021).

So meldete sich Mira einen Tag nach einem unserer ersten längeren Gespräche bei mir zurück. Die vertiefte Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte und den darin enthaltenen Rassismuserfahrungen hinterließ bei ihr einen anhaltenden psychisch-physischen Effekt, was auch für manch andere Gesprächspartnerin galt¹⁵.

15 In meinen Anfragen an potenzielle Gesprächspartnerinnen betonte ich stets, dass das Sprechen über Rassismus und die Reflexion über die Lebensgeschichte ungeahnte Emotionen oder Erinnerungen hervorrufen könnte. So war mir dies selbst bei einer Teilnahme an einer Forschung schon einmal passiert, was ich mit den Frauen teilte. Zudem erhielt ich das wichtige Feedback einer meiner ersten Gesprächspartnerinnen, die sich nach dem ersten Treffen bei mir meldete, dass sie die Auswirkungen des Treffens unterschätzt hatte. Ich fügte daher bei jeder neuen Begegnung immer wieder an, dass die Treffen pausiert, abgebrochen oder spontan abgesagt werden könnten, dass Themen oder Methoden gewechselt werden und die Frauen sich auf die Treffen in Achtsamkeit vorbereiten könnten, (indem sie z.B. nach den Treffen feste Pläne vereinbaren, Freund*innen anrufen oder auch mich jederzeit für Unterstützung ansprechen könnten). Die Reaktionen auf meine Hinweise fielen jedoch sehr unterschiedlich aus. Als ethische Implikation hielt ich somit eine Balance für mich fest. Diese lag zwischen dem Verweisen auf Auswirkungen der Treffen sowie auf Unterstützungsangebote und der selbstverständlichen Anerkennung der Entscheidungen der

Gleichzeitig betonte Mira, dass sie diese Nachwirkungen wertschätzte und diese weiterverfolgen wollte. Weitere Frauen formulierten, dass die Treffen eine »*therapeutische Wirkung*« auf sie hätten. Insgesamt fielen die Reaktionen auf die Forschung – v.a. zu Beginn – je nach den multiplen, dynamischen, relationalen Positionalitäten zu meiner Person, aber häufig unterschiedlich aus. Die abschließenden Ausführungen dieses Kapitels nutze ich daher, um über meine Vorannahmen, gesellschaftlich strukturell verankerten (Macht-)Positionalitäten und damit einhergehenden (De-)Privilegien in Deutschland sowie über meine Rolle als affektiv betroffene Forscherin zu reflektieren. Diese Reflexionen werden zudem in der gesamten Arbeit immer wieder benannt.

So wird auch mein Körper relational zu den bestehenden Machtverhältnissen wie Kapitalismus, Patriarchat und *weiße* Vorherrschaft, die die soziale Ungleichheit in Deutschland prägen, sozialpolitisch positioniert. In meinem Fall bedeutet das, aus dem deutschen dominanzgesellschaftlichen Blick primär als ostasiatisch mono-/multi-rassifizierte, able-bodied, heterosexuelle cis-gender-Frau wahrgenommen zu werden, die im wiedervereinigten Deutschland mit beiden biologischen Elternteilen, sozioökonomisch sicher und katholisch erzogen in einer westdeutschen Mittelstadt aufgewachsen ist, und die über die deutsche Staatsangehörigkeit sowie als Erste in ihrer Familie über Universitätsabschlüsse verfügt. Die Reflexion über meine kontextgebundenen (Macht-)Positionalitäten war und ist wichtig, um zu verstehen wie die Begegnungen mit den Frauen erneut Rasse, Geschlecht und Klasse re-produzierten (vgl. Best 2003, 909f.). Sie ist auch unabdingbar, um auf meine impliziten Vorannahmen Acht zu geben, wen ich durch meine Handlungen oder mein Schweigen verletze und welche Bilder ich über mein Schreiben verfestigen kann (vgl. Haritaworn 2012, 17; Beaudevin/Schramm 2019, 280, 287).

Für manche Gesprächspartnerinnen bildete eine gesellschaftlich ähnliche Positionierung zur meinen (v.a. bzgl. Multi-Rassifizierung, Geschlecht, Alter und Bildung), eine starke Vertrauensgrundlage. Diese Grundlage überwand auch anfängliche Hürden beim digitalen Kennenlernen. So wirkte meine ähnliche sozialpolitische Positionierung als »forschungsförderlich« (Popal 2016, 238f.). Einige Frauen drückten dies so aus, dass sie sich einer *weißen* Forscherin nicht im gleichen Maße hinsichtlich ihrer Rassismuserfahrungen anvertraut hätten. In feministischer Methodologie verankert kann diese »soziale Nähe« dazu beitragen, Wissen aus verringerten machtvollen Hierarchien zwischen Fragenden und Befragten zu erzeugen (Essed 1991, 67f.; Kilomba 2016, 45; Popal 2016, 238f.). So waren jene Frauen gleich zu Beginn der Forschung offen zugewandt, obwohl das erste Kennenlernen nur wenige Tage, Stunden oder sogar nur Minuten zurücklag. Das Vertrauen führte ich auf ähnlich vermutete Lebenserfahrungen zurück, denn die Frauen erkundigten sich oft, wie etwas Spezifisches bei mir verlaufen sei. Sie fühlten sich sicher, ihre Erfahrungen zu teilen, weil sie meinerseits keine Beschämung (z.B. für das schambesetzte Thema der koreanischen Sprachkenntnisse oder die Ablehnung Koreas in einer bestimmten Lebensphase) oder unsensible Nachfragen erwarteten, was nicht bedeutete,

Frauen, wenn sie diese Angebote ablehnten. Über die für mich wahrgenommenen Einflüsse der Forschung auf meine Gesprächspartnerinnen und ihre Lebenswelten reflektiere ich immer wieder ab dem fünften Kapitel.

dass ich keine Nachfragen stellte, wenn mir etwas vermeintlich bekannt vorkam. Im Gegenteil ermöglichte mir eine ähnliche Lebenserfahrung einfühlsam Nachfragen an die Frauen zu formulieren, ohne das Gefühl zu vermitteln, dass sie sich rechtfertigen, gegen diese Fragen behaupten oder einseitig Informationen teilen müssten (vgl. Essed 1991, 67). Auch ich war stets bereit von meinem Leben zu berichten, wenn es erwünscht oder angebracht war und somit waren die Frauen in den Momenten des Berichtens nicht allein. Überdies bedeutete dies für mich wie für die Gesprächspartnerin die (erneute) Realisierung, dass ›unsere‹ Erlebnisse keine Einzelfälle darstellten, was der gesellschaftlich dominierenden individualisierten Ansicht von Rassismus entgegenstand¹⁶. Weiter bemerkte ich, dass das Vertrauen auch aufgrund der ›offiziellen‹ Rahmung durch die Promotion für viele maßgeblich war, ihre Teilnahme auszusprechen. Meine Gesprächspartnerin Pia drückte dies so aus:

»Ich weiß noch, wie mich das so angesprochen hat, weil ich gemerkt hab, es ist nicht irgendwie so'n Spaß-Ding [...] oder irgendwie Komparserie [...] sondern wirklich Stichwort: Forschungsprojekt oder auch Doktorarbeit (Pause) dann hatte ich das Gefühl, da steckt so 'ne Ernsthaftigkeit dahinter [...] so-, das geht nicht nur um dich ganz persönlich, sondern auch um die Geschichte dahinter und alle Geschichten dahinter. Und da habe ich dann doch gemerkt: Ah! Das reizt mich jetzt, da möchte ich gerne mehr drüber erfahren und dazu zweitens auch wirklich beitragen [...] und es ist irgendwo gut platziert« (Pia, Mai 2021).

Diese Form des Vertrauens trat jedoch nicht in allen Fällen so unmittelbar ein. ›Nur‹ die Gemeinsamkeit ein koreanisches Elternteil zu haben, war für manche Frauen kein Grund für ein direktes Vertrauen. Paragg nennt diesen Umstand »complex commonalities« zwischen multi-rassifizierten Forschenden und Befragten (Paragg 2014, 356; vgl. Goel 2020, 50ff.). Die Komplexitäten in der multi-rassifizierten Gemeinsamkeit bestanden in den weiteren, intersektional wirkenden Strukturkategorien, die die gesellschaftlichen Positionen der Frauen und damit die erlebten MRP beeinflussten. Ersichtlich wurden die »complex commonalities« bereits in den unterschiedlichen Reaktionen auf meine Teilnahmeanfrage. Mir fiel auf, dass manche Frauen meinen politischen ›Grad an Korea-nisch-Sein‹ zunächst ›prüften‹, um ihr Vertrauen zu mir auszuloten. So war es bei einer Gesprächspartnerin der Fall, dass sie nach mehreren Treffen mit mir feststellen konnte, Kritik über Korea äußern zu können oder keinen Bezug bzw. kein Bedürfnis nach einer tieferen Auseinandersetzung mit Korea verspüren und auch laut aussprechen zu dürfen (was für eine spezifische Erwartungshaltung an multi-rassifizierte Menschen steht,

16 Dieses ›augenöffnende‹ Gefühl in den eigenen Erfahrungen nicht allein zu sein, drückte sich stellenweise in Gefühlsausbrüchen aus, indem die betreffenden Frauen weinten oder vor Staunen sprachlos waren. So erlebte auch ich dieses Gefühl nicht nur in den Begegnungen mit meinen Gesprächspartnerinnen, sondern auch als ich an der CMRS-Konferenz Anfang 2022 teilnahm (Critical Mixed Race Studies Association 2022). Bei jedem neuen Vortrag gab es ebenfalls Personen, die exakt dieses Feedback (teils weinend) teilten, über das Gefühl gesehen, gehört und in den eigenen Erfahrungen wahrgenommen zu werden. Ich stellte hierüber fest, dass evtl. kein Bedürfnis nach solchen Räumen erkannt werden konnte, bis der entsprechende Raum für eine Auseinandersetzung mit MRP nicht geschaffen war, der dann bei Eintreten zunächst überwältigend wirken konnte.

und – wenn diese nicht erfüllt wird – zu Beschämung führt, s. 5.4.). Daher achtete ich darauf, dass es während der Treffen zu keinem ›Wetteifern‹ in einem *Doing Koreanness* kam, wer mehr oder ›richtiges‹ Wissen zu Korea hätte oder mehr koreanische Wörter einfließen ließ, sondern wiederholte, dass es sich um eine ergebnisoffene Forschung handelte und es weder richtige noch falsche Gefühle oder Erlebnisse gab. Weitere Frauen, die älter waren als ich oder Frauen, die in der DDR ohne ihr koreanisches Elternteil aufgewachsen waren, äußerten ebenfalls zu Anfang Skepsis darüber, warum ich gerade sie für eine Teilnahme anfragte. Das wiederkehrende Thema der Authentizität in MRP wurde so bereits in der ersten Anfrage ersichtlich, und zwar bzgl. darauf, wer als ›echte‹ multi-rassifizierte Person gelte und demnach als Gesprächspartnerin zu meinem Vorhaben gehöre. Während sich also Frauen mit einer zu mir ähnlichen gesellschaftlichen Positionierung selbstverständlicher als Teilnehmerinnen empfanden, waren bei anderen Gesprächspartnerinnen anfangs mehr Zweifel vorhanden. Eine dieser Gesprächspartnerin war so offen mir ihre Wahrnehmung meinerseits als einem ›echten‹ »west-deutschen Migrantenkind« mitzuteilen, was sie im starken Gegensatz zu sich betrachtete und sie daher verwundert darüber war, dass ich sie kontaktiert hatte¹⁷. Diese anfängliche Irritation der Frauen veranlasste mich vertieft darüber zu reflektieren, mit welchen Erwartungen ich an potenzielle Gesprächspartnerinnen herantrat. Inwiefern hatte ich die angefragten Personen zugehörig zu meinem Vorhaben imaginiert und wen wiederum empfanden die Gesprächspartnerinnen als zugehörig? Im Forschungsverlauf erfuhr ich vom ›Profil‹ jener imaginierten ›Forschungsgruppe‹, die aus Frauen mit südkoreanischer Mutter und weißem deutschen Vater bestehen würde, die beide in der Kindheit anwesend waren und sie durch die Mutter (in der Rolle als hauptsächlicher »Vermittlerin koreanischer Kultur und Sprache«) fließend Koreanisch sprechen würden und daher weniger »Identitätskrisen« ausgesetzt wären; (was allerdings bei keiner Frau mit südkoreanischer Mutter und weißem deutschen Vater der Fall war)¹⁸. Die Eingrenzung, wer als (nicht) ›richtig‹ multi-rassifiziert vorgestellt wurde, kann ein Zusammenfinden multi-rassifizierter Menschen verhindern, was jedoch von so vielen Frauen gewünscht wurde, und damit das politische Potential durch Vernetzung unterbinden.

17 Dennoch haben sich alle Frauen, die erst Zweifel hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zum Forschungsprojekt geäußert hatten, für eine langfristige Teilnahme entschlossen und es entwickelten sich dauerhafte Kontakte über die Forschung hinaus. Manche von ihnen sprachen bei den Abschlusstreffen davon, wie viel Freude ihnen die Begegnungen bereitet und sie mehr Gemeinsamkeiten mit mir gefunden hatten, als zunächst angenommen und stark den Wunsch verspürten die anderen Frauen aus dem Projekt kennenlernen zu wollen.

18 Auch ich wurde regelmäßig nach meinen Koreanisch-Kenntnissen gefragt, teils noch bevor ich mich oder mein Vorhaben vorgestellt hatte. Wie mir die betreffenden Frauen sagten, lag dies einerseits an dem Glauben, dass ich mit einer koreanischen Mutter automatisch Koreanisch gelernt haben müsste, (was so nicht der Fall ist). Zweitens wurde eine Verbindung zwischen vermeintlich guten Sprachkenntnissen über die Rassifizierung meinerseits geschaffen. Häufig hörte ich von Frauen, die mir sehr gute Koreanisch-Kenntnisse zusprachen, dass sie mich als »richtige Koreanerin« wahrnahmen oder ich »voll asiatisch« bzw. »schon sehr asiatisch« oder »koreanisch« aussehen würde (vgl. Best 2003, 895). Auf die Verbindung mit einer eindeutigeren Rassifizierung und vertieften Sprachkenntnissen gehe ich unter 3.4. anhand des Konzepts *Raciolinguistics* ein.

2.4.1 Affective scholarship

Die stete Reflexion über meine (zu den Gesprächspartnerinnen relationalen) Positionalitäten und Affekte spielte im gesamten Forschungsverlauf, während der Datenanalyse und der Verschriftlichung eine zentrale Rolle. Dafür stützte ich mich neben meinem Emotionsfeldtagebuch auf mehrere Anti-Bias-Trainings, an denen ich vor und während der Forschung teilnahm. Denn als in Deutschland sozialisierte Person, internalisier(t)e ich rassistische (und weitere diskriminierende) Perspektiven und Praxen, die durch mehrfaches wie regelmäßiges Training und eine stete Auseinandersetzung z.T. bewusst gemacht werden können (vgl. Osterkamp 2017), aber als Prozess nie abgeschlossen sind. Da ich als ›Betroffene‹ im Zusammenhang meines Forschungsthemas agierte, erhielt ich aus verschiedenen Teilen meiner Umwelt und auch von meinen Gesprächspartnerinnen oft das Feedback, dass ich ganz besonders auf meine Voreingenommenheit achten müsse, v.a. im Gegensatz zu Forschenden, die vermeintlich keine ›Betroffenen‹ wären. Diese Rückmeldung nahm ich sehr ernst und näherte mich mit den hier vorgestellten Methoden an meine Vorannahmen. Allerdings drückte dieses Feedback auch ein weiterhin stark wirkendes Narrativ der vermeintlich objektiv/neutral agierenden Wissenschaft aus (vgl. Weheliye 2014, 6f.; Kilomba 2016, 28f.). Dabei handelt es sich vielmehr um eine ›Objektivität‹, die in der deutschen Wissenschaft einen *weißen*, männlichen, heteronormativen Blick aus der Mittelschicht einnimmt, aber durch den Begriff der Objektivität herrschaftssichernd für *weiße* Wissenschaftssysteme und Wissensgenerierung agieren kann (Kelly 2018, 74, 78). So bekräftige ich an dieser Stelle, dass eine ›Betroffenheit‹ nicht gleichzusetzen ist mit einer vermeintlich verminderten Analysefähigkeit. Vielmehr betrachte ich das »epistemische Potenzial von Affekten und Emotionen [...] als analytische[m] Zugang zu einem facettenreichen Verständnis von ethnographisch erforschten Beziehungen, Situationen, Personen, Gemeinschaften und Orten« (Stodulka et al. 2018, 519) als essenziellen Bestandteil der Erkenntnisgewinnung (vgl. Beaudevin/Schramm 2019, 284; Camufingo 2021, 59). Das Verschweigen von Affekten, die die Forschenden erleben – indem sie von Ereignissen im Feld affiziert werden und wieder das Feld affizieren – und die auf die Wissensproduktion über *Andere* einwirken, kann zu wissenschaftlichen Verzerrungen führen, »considering that an anthropologist's primary data-collection tool is the body-mind and its sensorial apparatus« (Stodulka et al. 2018, 519ff.). So folge auch ich den Reflexionen über ›objektive‹ Wissensproduktion von Donna Haraway und spreche von »situated and embodied knowledges« (Haraway 1988, 583; vgl. Kilomba 2016, 45; Beaudevin/Schramm 2019, 281), woraus ich meine Interpretation der Daten präsentiere und mittels dieser Arbeit zur niemals abgeschlossenen Diskussion stelle (vgl. Haraway 1988, 590; Goel 2020, 53).

Die Infragestellung meiner wissenschaftlichen Kompetenz nahm noch weitere Formen an, sodass mich die Thematisierung der Forschung in alltäglichen Konversationen oft mit Anspannung begleitete¹⁹ (vgl. Haritaworn 2012, 145f.). Neben der Aberkennung

19 Mir wurde in diesen Räumen ein erlerntes Muster bewusst. Meine Schultern waren hochgezogen und mein gesamter Körper angespannt, um mein Projekt vor Delegitimierung und rassistischen Abwertungen zu verteidigen. Die Reflexion über diese Angespanntheit und den Stress war wichtig: Ich realisierte, wie tief das Gaslighting in mir wirkte, dass die Erlebnisse von mir und meinen

meinerseits als ›objektiv‹ und damit ›richtig‹ arbeitenden Wissenschaftlerin, traf ich auf rassistische Klischees gegen süd-/ostasiatisch gelesene Menschen sowie Skepsis hinsichtlich der Relevanz meiner Arbeit, da Alltagsrassismus im Vergleich zu ›echter‹ rassistischer Gewalt nicht zählen würde. Letzteres ging auch von einigen Gesprächspartnerinnen aus, wodurch ich zur Hälfte der Forschung ein für mich biographisch altbekanntes Gefühl feststellte. Die Stimmen, die die geteilten Rassismuserfahrungen als unbedeutende Einzelfälle werteten, beeinflussten mich bis zu einem Punkt, an dem ich mich selbst der verinnerlichten Leugnung meiner Rassismuserfahrungen wieder näherte und an der Relevanz meiner Arbeit zu zweifeln begann. Diese Realisierung löste eine aufgebrachte Traurigkeit in mir aus, die ich jedoch als produktives affektives Warnsignal für den weiteren Forschungsverlauf wertete, mich gegen diese innere und äußere Bagatellisierung zu positionieren. Vor diesem Hintergrund gewann ich zusätzlich den Eindruck, dass meine Positionalität nicht nur als ›Betroffene‹ im Forschungszusammenhang wahrgenommen wurde, sondern auch als Forscherin zu Rassismus, der teils skeptisch begegnet wurde. Sara Ahmed kreierte die Denkfiguren »Feminist Killjoys« und »Melancholic Migrants«, deren »Infragestellen von Sexismus und Rassismus in der Welt« ihren Gegenübern den ›Spaß verderben‹ und dem Glückseligsein von sich selbst und allen anderen im Weg stehen würden (Ahmed 2010, 17f.; Gottschalk 2018). So war oft die erste Rückmeldung auf meine Teilnahmeanfrage an einem Projekt, in dem es explizit um die Rassismuserfahrungen der Angesprochenen ging, zu betonen, keinen oder nur selten Rassismus erlebt zu haben. Gekoppelt an diese Aussagen waren jedoch häufig konkrete Erinnerungen an frühere oder aktuelle Rassismuserfahrungen. Diese Schilderungen wurden im Anschluss damit eingeordnet, dass es Einzelfälle gewesen seien oder dass sie es als ›überzogen‹ empfänden, wenn diese Erfahrungen »heute schon als Rassismus« gewertet werden würden (vgl. Haritaworn 2012, 36). Das Ringen um die Einordnung der eigenen Erlebnisse und der vermeintliche Widerspruch innerhalb dieser Aussagen, keinen oder nur selten Rassismus erlebt zu haben mit konkreten Schilderungen von Rassismus, löst sich jedoch schnell wie folgt auf: In rassistisch strukturierten Gesellschaften ist es für den Erhalt weißer Vorherrschaft erforderlich, Rassismus als Strukturprinzip zu leugnen, rassistische Gewalt als individuelle Einzelfälle zu re-produzieren bzw. gehört dies auch für Betroffene zu gängigen Umgangsstrategien mit Rassismus²⁰. Dennoch besteht die Gefahr, dass die schriftliche

Gesprächspartnerinnen keine ernstzunehmenden Rassismuserfahrungen darstellen würden. So verstand ich es als Warnzeichen, wenn in mir Gefühle des Zweifels und der Illegitimität aufstiegen und diese schließlich als Folge des jahrelangen Gaslightings zu erkennen (s. 3.4.1.).

- 20 Der Umgang mit rassistischer Diskriminierung – unabhängig davon ob privat, öffentlich, relativierend, politisch, psychotherapeutisch etc. – erfordert von Betroffenen zahlreiche affektive, kognitive, soziale und materielle Ressourcen. Mecheril sagt, dass Menschen, »die in einem Erfahrungsklima von Rassismus aufwachsen, lernen mit diesen Erfahrungen in einer Weise umzugehen, die für ihre Lebenssituation, für ihr Selbstverständnis und für ihre sozialen Bezüge funktional und angemessen sein kann«; insofern die genannten Ressourcen zur Verfügung stehen (Mecheril 1997, 195f.). Dabei existiert kein einzelner ›richtiger‹ Weg für alle. Cabral und Schneller verweisen darauf: »Wenn wir an Schutz als Ziel denken, können auch Anpassungsstrategien im Sinne einer Unterwerfung genau dies bedeuten« (Cabral/Schneller 2022; vgl. Mysorekar 2016, 169). Darüber hinaus sickert das dominanzgesellschaftliche Verständnis auch »in das Selbstverständnis der Betroffenen und präg[t] die Art und Weise ihres Umweltbezuges« (Mecheril 1997, 181). So sind auch

Darstellung der scheinbar widersprüchlichen Aussagen die Frauen bloßstellen oder beschämen kann. Bei Kritik an Herrschaftsverhältnissen kann es schnell geschehen, dass Forscher*innen als belehrend oder moralisch »überlegen« in Erscheinung treten. Daher ist es wichtig stetig meine rassismuskritische Analysebrille als Forscherin zu betonen, durch die ich auf die Daten blicke und was sie über die Re-Produktion von Rasse in Deutschland aussagen. Es geht in keinem Fall darum die Umgangsweisen der individuellen Gesprächspartnerinnen aus »korrekter anti-rassistischer« Perspektive zu bewerten (vgl. ebd., 116; Hornscheidt/Nduka-Agwu 2013, 16), sondern darum ein vertieftes Verständnis für die Re-Produktionsweisen, Funktionen und Folgen von MRP in Deutschland zu entwickeln.

Letztlich zog die intensive Beschäftigung mit den gesammelten Rassismuserfahrungen belastende Folgen für mich als Forscherin nach sich. Zum Ende der Forschung verspürte ich anhaltend Kopf- und Schulterschmerzen, Schwindel, Schlafschwierigkeiten und eine grundlegende Anspannung. Eine weitere Herausforderung war es mit rassistischen Äußerungen umzugehen, die von den Gesprächspartnerinnen oder anwesenden Personen ausgingen. In einer Situation habe ich eine provozierend geäußerte rassistische Kategorisierung meines Körpers unkommentiert gelassen, was als Grenzüberschreitung von meinem Gegenüber wahrgenommen wurde. Dennoch war ich im Nachhinein nicht glücklich über diese Auflösung, da so die konkreten Gründe für die Überschreitung für mein Gegenüber diffus blieben.

2.4.2 Weitere forschungsethische Überlegungen

Zu meinen weiteren forschungsethischen Überlegungen gehörten der schriftliche Umgang mit und die Darstellung von rassistischer Gewalt in dieser Arbeit. Die Reflexion darüber ist bedeutsam, um keine rassistischen Bilder und Erzählungen zu re-produzieren, die z.B. zum Vergnügen für Lesende beitragen können, die von Rassismus profitieren (vgl. Ha 2010, 51f.; vgl. Erel 2016, 154). Insbesondere die Rassismus-Sexismuserfahrungen der Frauen waren speziell ein Zeugnis dafür, wie viel voyeuristische Sensationslust für Nicht-Betroffene in rassistisch-sexistischen Handlungen lag. Bei der schriftlichen Wiedergabe lag hier also eine besondere Verantwortung bei mir als Forscherin. So besteht das Ziel hinter der schriftlichen Darstellung der Gewalterfahrungen nicht darin die individuellen Geschichten als solche zu dokumentieren, um auf dieser Ebene zu verbleiben und damit Gefahr zu laufen sie als Spektakel wiederzugeben (vgl. Park Hong 2020b), sondern diese in historische wie aktuelle soziopolitische Strukturen einzuordnen und darüber die Formen und Funktionen der Re-Produktion von Rasse in Deutschland offenzulegen. Außerdem ist es angebracht zu diskutieren, ob die Themenauswahl und der Fokus auf MRP, solche rassifizierten Kategorisierungen verfestigt und MRP erneut signifikante Bedeutung beimisst (vgl. Parker/Song 2001a, 4; Paragg 2014, 349; Beaudevin/Schramm 2019, 278f., 282). Daher machte ich es mir zur Aufgabe in der Arbeit immer wieder auf die Rassifizierungsprozesse innerhalb der Forschungsräume und auf mich und die Gesprächspartnerinnen ebenfalls als bedeutsame »racial meaning makers«

rassistisch Unterdrückte »in den rassistischen Diskurs verstrickt«, re-produzieren ihn teilweise und tragen »damit indirekt zu seinem Bestand bei« (ebd., 197).

zu verweisen (Best 2003, 895f.). Für die Verschriftlichung war es daher wichtig die sozial bedeutsamen Kategorisierungen, die Gesellschaften maßgeblich strukturieren, nicht zu meiden (vgl. Beaudevin/Schramm 2019, 283)²¹, aber auch nicht die Gesprächspartnerinnen als multi-rassifizierte Frauen erneut zu essentialisieren. Es geht keineswegs darum multi-rassifizierte Körper erneut als inhärent ›besonders‹ herzustellen, sondern darum Multi-Rassifizierungen konsequent als soziale und kulturelle Prozesse zu betrachten, die die so markierten Körper erst als ›besonders‹ herstellen. Bei der Analyse der Lebenserfahrungen der Frauen wird also eine »postkoloniale Perspektiverweiterung« vorgenommen (Eggers et al. 2017a, 11) und dadurch der Blick auf die sezierenden Betrachtenden zurückgeworfen, um die hinter MRP liegenden Machtverhältnisse aufzudecken (vgl. Haritaworn 2012, 36). Schließlich entwickelte sich die Verwendung rassistischer Begriffe, die die Frauen für sich selbst anwandten, zur forschungsethischen Herausforderung. Goel beschreibt die schriftliche Wiedergabe der Selbstbezeichnungen ihrer Informant*innen, denen Fremd-Kategorisierungen vorausgehen, und der Bezeichnungssprachen der Forschenden aus der Analyse, die den Rassifizierungsprozess fokussieren, als Dilemma aus dem es kein Entkommen gibt (Goel 2020, 43f.). Wenn ich von den multi-rassifizierten Frauen in der Analyse spreche, ist das ein Begriff der in nur sehr wenigen Fällen als Selbstbezeichnung verwendet wurde. Stattdessen gehörte zu den häufigsten Bezeichnungen in der Praxis der Frauen der Begriff »Halb-Koreanerin«, eine Bezeichnung, die ich in dieser Arbeit nicht weiter normalisieren, sondern kritisch zu dekonstruieren beabsichtige (s. 4.3.). Dennoch ist der Einsatz von Begriffen, die von Hälften oder Mischung sprechen, nicht nur für meine Gesprächspartnerinnen und gesamtgesellschaftlich am verständlichsten (vgl. Paragg 2014, 357), sondern scheint auch global ein Muster zu sein, um sozial anschlussfähig über multi-rassifizierte Menschen zu sprechen²². Zu diesem Dilemma schreibt Goel: »Es ist unmöglich, die richtige kontextunabhängige Bezeichnung zu finden. Die Herausforderung ist daher, eine dem jeweiligen Kontext angemessene zu wählen und sich gleichzeitig ihrer Beschränktheit und Produktivität bewusst zu sein« (Goel 2020, 43). So folgte ich Goel und änderte je nach Kontext die Bezeichnungen, indem ich die Selbstbezeichnungen der Frauen oder analytische Begriffe wiedergebe.

21 So problematisieren die Sozial- und Kulturanthropologinnen Claire Beaudevin und Katharina Schramm die Praxis der Klassifizierungen, Kategorisierungen und Typologien in Ethnographien. Dies greifen sie anhand der Metapher des »Elefanten im Raum« in ethnographischen Feldforschungen und im ethnographischen Schreiben als einen offensichtlichen/unsichtbaren Part in anthropologischen Epistemologien auf. Sie argumentieren, dass dieser »Elefant im Raum« methodologisch so angegangen werden kann: »a) by paying attention to situatedness and positionality, and b) by cultivating ethnographic attentiveness and forms of writing that do not ignore the elephant, or pretend to, but engage with it« (Beaudevin/Schramm 2019, 277, 281).

22 Weltweit existieren ähnliche Begriffe, die an multi-rassifizierte Menschen gerichtet werden; z.B. »Hafu« in Japan (Williams 2017), »Luuk khreung« in Thailand (Haritaworn 2012) oder »Mestizaje« in Mexiko (Moreno Figueroa/Tanaka Saldivar 2016). Alle Begriffe sprechen von Mischungen oder Hälften. Sie implizieren damit, dass ›ganze Zugehörigkeiten‹ oder ›reines Blut‹ existieren würden.